



Romano Guardini

Maria Knoepfler zum Gedächtnis

Vor drei Jahren (17. 8. 27) ist Maria Knoepfler hinweggenommen worden, mitten aus ihrer Arbeit an den Briefen Newmans heraus, deren zweiter Band nun vorgelegt wird. Meine Aufgabe, durch das Vertrauen langer Jahre zugewiesen, wäre es damals gewesen, ihr Gedächtnis festzuhalten, aber ich habe mich dazu nicht im Stande gefühlt. Galt es doch das Bild einer Persönlichkeit, die auf jenem kostbaren und nicht leicht deutlich zu machenden Gegensatz aufgebaut war, daß Fülle und Tiefe in der Durchsichtigkeit stehen, und das Ungewöhnliche in der Täglichkeit. Freundeswunsch hat mich veranlaßt, doch den Versuch zu wagen. So tue ich es, unter der Voraussetzung, es werde mir einmal erlaubt sein, ganz aus persönlicher Erinnerung zu sprechen; und ferner erlaubt, Zug neben Zug in dieses wahrhaft ungewöhnliche Frauenbild zu setzen, ohne die Pflicht, ihre Einheit begreiflich zu machen.

Es sind nun siebzehn Jahre her, seit Freundeshand mich im väterlichen Haus Maria Knoepflers einführte. Ich sehe noch alles vor mir: Wangen, die schöne Allgäustadt mit ihren breiten Häusern, weiß schimmernd im Blau des gebirgsnahen Himmels, als ob Süden und Norden sich berührten; dann die Landstraße am Wald entlang – und wie ist der Allgäuer Wald schön mit seinen hohen Stämmen; lautlos geht man durch sie hin, in tiefem Moos einsinkend wie in weichen Teppichen; und kommt der Herbst mit seinem Zauberlicht, dann leuchten sie kupfern, in stiller Feierlichkeit, und alle Märchen sind gegenwärtig – am Walde also entlang die Landstraße; links weit drüben die helle, scharf gezackte Kette der bayerischen Alpen... dann bog der Weg von der Straße ab; ganz still wurde es – bis wir schließlich, aus dem Wald heraustretend, im Tal die Aumühle an der Argen liegen sahen, einem flach und rasch fließenden Wasser, kühl im Sommer und erquicklich rauschend, im Frühjahr aber, zur Zeit der Schneeschmelze, oder wenn droben starke Gewitter niedergehen, böse und zerstörend, recht «die Arge», wie ihr Name sie heißt. Noch spüre ich das seltsame Gefühl von Schicksal, das mich überkam, als wir die Treppe hinauf gingen und Maria Knoepfler uns entgegentrat, in schlichter Gastfreundschaft uns willkommen hieß und ihre Augen so forschend auf mir lagen...

Wirklich Schicksal! Die in der Aumühle gelebt, sind alle heimgegangen; so darf wohl von dem Leid gesprochen werden, das darin gelitten worden ist. Als ihr Vater in bereits späterem Alter heiratete, mußte er am Hochzeitstag gegen die Wasser der hochgehenden Argen um sein Heim kämpfen. Das sollte zum Vorzeichen werden. Immer hat über dem Leben der Familie die Sorge gehangen. Der Vater war Sägemüller, ehrenhaft bis zum Skrupel; an alter Überlieferung und einmal gefaßten Entschluß zäh festhaltend. Sich im schwierigen Existenzkampf der Gegenwart zu behaupten, fiel ihm schwer. Die Mutter eine innerliche Natur, voll Liebe, aber herb verschlossen. Schon früh mußte die Tochter, das einzige Kind, die Last mittragen. Und als sie die Mutter verlor, lag nicht nur das Hauswesen mitsamt der Sorge für Dienstboten und Mühlenpersonal auf ihren Schultern, sondern auch die Buchführung und der Schriftwechsel des Geschäftes. Die Last war erstickend schwer. Nicht eigentlich die Arbeit als solche, denn der Haushalt war Maria Knoepfler lieb, und das Geschäftliche ging ihrer klaren Übersicht und nie versagenden Gewissenhaftigkeit leicht von der Hand. Doch daß tausend Verpflichtungen, die ebensogut von einer bescheideneren Kraft hätten getan werden können, sie von wichtigeren, geistigen Dingen absperren, war bitter. Vor allem aber der ewige dunkle Druck; der nie endende Kampf um die Existenz. Sie hätte Weite und Helle gebraucht. Statt deren ein hartes, immer aussichtsloser werdendes Ringen, das schließlich zum Verkauf des Anwesens führte.

Maria Knoepfler hat die lange Qual jenes hoffnungslosen Kampfes nie mehr verwunden. Ihre Natur hatte die Begabung zu einer weiten Existenz. Sie hätte Herrin eines großen Besitzes sein sollen. Mit ihrem klaren Verstand, ihrer raschen und genauen Überschau, mit ihrem unbeugsamen Willen und

ihrer alles Verwickelte immer schnell auf das Wesentliche schlichtenden Hand, mit ihrem unbestechbar rechtlichen Sinn und ihrer tiefen Menschenfreundlichkeit war sie zum Leiten und Gestalten ausgebreiteter Lebensbereiche geboren. Reiche Möglichkeiten des Menschlichen und Geistigen hätte sie gebraucht; eine Existenz von Stil. Ich sehe noch, mit welcher Sicherheit sie die untergebenen oder anvertrauten Menschen behandelte, so daß alles wie von selbst seinen richtigen Gang nahm. Wie sicher sie mit Pferden umging; wie leicht und kraftvoll sie den Wagen samt dem nicht gar so frommen „Peter“ regierte – Welt zu sehen, Lebensfülle zu formen, große Gastfreundschaft zu üben; zu schaffen, zu schenken und zu helfen – das wäre nicht nur ihre Freude gewesen, sondern Recht ihrer Veranlagung. Die enge, nie sich lösende Not hat sie wind gedrückt; und was die Zeit des Krieges und Nachkrieges an Schwerem brachte, hat das Vergangene mit seiner dunklen Grausamkeit immer wieder aufgerührt. Sie ist eine heimliche Fürstin gewesen und hat doch so hart um die Existenz ringen müssen.

Es ist gesagt worden, der Maßstab für den Rang eines Menschen sei seine Fähigkeit, zu leiden. Nun, ich weiß nicht leicht einen Menschen, der sowenig im Stande gewesen wäre, Schweres zu erledigen oder sich Leiden fernzuhalten; der allen Schmerzen eine so lautere Tiefe und eine so reine und starke Zartheit des Herzens dargeboten hätte. »Bei mir geht immer alles bis auf den Grund«, sagte sie einmal bei einer der wenigen Gelegenheiten, da sie von sich selber sprach.

Wie hat diese Frau gelitten! Nur selten habe ich sie anders als mit Krankheit kämpfend gekannt. Mit jungen Jahren war sie in Arosa und kehrte ungeheilt zurück. Dann kam immer eins nach dem andern. In den letzten Jahren nahm ihre Widerstandskraft, zumal die der Nerven, sichtlich ab. Und dennoch; so paradox es scheinen mag, ihre Krankheiten schienen irgendwie aus dem Schicksal zu kommen. Im Grunde war sie gesund. Gesund in der Fiber ihres Wesens, im Bau ihres Geistes und durch jenen lautlosen Willen, der den Körper meistert. Das schwere Lungenleiden ist mit der Zeit, trotz all der Arbeit und Sorge, wirklich verheilt. Ihre letzte Krankheit war Blinddarmentzündung; nach der – zu spät erfolgten – Operation sagte der Arzt, sie müsse schon mehrere Entzündungen gehabt haben, die sie also ohne Pflege überwunden hat. Etwas weniger Selbstbeherrschung und ein das eigene Kranksein weniger verachtender Wille, und sie lebte wohl noch. Ja, fast hätte sie auch diesmal noch gesiegt. Zwei Krisen, die vom Arzt als endgültig angesehen wurden, überwand sie. Bei der dritten versagte das Herz. Ihr Kranksein hatte etwas Eigenes. Es kam aus dem Schicksal, nicht aus dem Körper. Doch darüber zu reden, ist nicht der Ort.

Aber wie so viel tiefer sind die Leiden des Gemütes. Folgen zuweilen der körperlichen. Deren Ursache auch; und viel öfter, als es scheinen möchte. Jedenfalls aber sind sie es, die dem körperlichen Leiden erst sein Gewicht, seine Tiefe, eine neue Dimension geben.

Durch Maria Knoepflers ganzes Leben geht der dunkle Strom der Schwermut. Die hat sie scheu vor den Menschen gemacht. Schon das Kind floh die robusteren und auf sein besonderes Wesen neidischen Altersgenossen; und wenn auch in der Schule selbst, im Hören und Antworten und Arbeiten, die Überlegenheit hervortrat und kurze Sicherheit gab, so war dafür der Schulweg um so peinvoller. Für die Erwachsene wurde es nicht anders. So wurden die Tiere ihre Zuflucht, Hunde und Pferde besonders; und Gewächse aller Art dankten der ruhig behüteten Liebe mit schönem Gedeihen.

Die Scheu vor den Menschen nahm mit dem Gang der Jahre zu. Über Maria Knoepflers Begabung wird noch zu sprechen sein. Dennoch hielt sie sich keiner besonderen Leistung für fähig. Sie war von einer Bescheidenheit, die sich selbst auslöschte; ja von einer unbarmherzigen Kritik gegen sich, stets bereit, fremde Nichtbeachtung aus dem eigenen Innern her zu bestätigen.

Schwermut ist Leiden und macht alles Schwere noch schmerzlicher. Sie gibt allem Schmerz des Lebens erst ein letztes Gewicht. Sie macht verwundbar für alles und öffnet das Auge für das Meer der Schmerzen in der Welt. Zwei Dinge besonders waren es, über die Maria Knoepfler nie hinwegge-

kommen ist; die immer da standen, allezeit neu gefühlt: Das Leiden der Tiere, des Lebendigen in der Natur. Ihr war die Natur wahrlich nicht ein Reich des Friedens und der Reinheit. Und dann all jene religiösen Bezüge, in denen sich das Tragische des Menschenschicksals ausdrückt: Sünde und Schuld; Verantwortung; Erbe; Schicksal; göttliche Voraussicht; Fügung und Prädestination. Es mag wohl nicht leicht vorkommen, daß solche Welt-Dinge, solche Wirklichkeiten des Geistes und des Geistlichen derart beständig und mit solcher immer neuen Schärfe erlitten werden!

Aber es lebte in ihr auch jene große Sehnsucht, die aus der Schwermut entspringt; jener Durst nach dem ewigen Frieden und nach der Fülle der Schönheit; und die Fühligkeit für alles, was edel ist, stark, kostbar auf Erden.

Wenn ich das Bild Maria Knoepflers zurückrufe, so erscheint es mir tief vom Geiste durchformt. Das Geistige war ihr Nahrung, Luft zum Atmen und ein heller, weiter Raum, in dem sich jenes Schwere löste. Die Schwermut stieg in ihr höher, wenn etwa Sorgen und äußere Arbeiten es unmöglich machten, geistig tätig zu sein. >‘Geist« aber ist hier in seiner lebendigen Fülle gemeint; denn bei alledem war sie durchaus Frau, selbstverständlich und in allen ihren Äußerungen.

Sie hat keine besondere Ausbildung erfahren. Nachdem sie in Wangen die Volksschule besucht hatte, war sie einige Zeit im Institut der Dominikanerinnen zu Wetzhausen. „Meine glücklichste Zeit“ nannte sie jene Jahre, in denen sie, von gütigen und weiten Persönlichkeiten angeregt, ihrer geistigen Bildung leben konnte. Dann kehrte sie wieder nach Hause zurück, nun ganz auf persönliches Suchen und gelegentliche Anregungen angewiesen.

Ihre Veranlagung trieb sie besonders zu Geschichte und Sprachen. Den ersten Eindruck von der Gediegenheit dieses geistigen Wollens erhielt ich, als sie einmal sagte, in einer Periode schwerer persönlicher Beanspruchung habe sie, um darüber hinwegzukommen, Zellers Geschichte der Philosophie der Griechen - die große, wohlverstanden - durchgearbeitet. Und als sie später, aus einem gleichen Grunde, mich um eine Arbeit bat und ich gerade meine Dissertation über Bonaventuras Erlösungslehre abgeschlossen hatte, war ich bedenkenlos genug, ihr deren Übertragung aus dem Stenogramm in Kursiv vorzuschlagen. Nun, es war ein dickes Manuskript, von fremdsprachlichen Texten wimmelnd und ohne gutes Verständnis des Inhaltes nicht zu lesen. Die Übertragung muß eine böse Arbeit gewesen sein; aber ohne nennenswerten Fehler, sauber in ihrer kraftvoll-schönen quadratischen Schrift geschrieben, erhielt ich die Abhandlung zurück. Das mag erzählt sein, weil gerade an der Nüchternheit dieser Leistung die Kraft des geistigen Wollens sichtbar wird. Welche Leistung von ihr ausgeführt wurde, nachdem sie früh vor sechs Uhr aufgestanden war, den Tag über das Haus besorgt, für viele Menschen, manchmal zehn und zwölf, gekocht, zuweilen sogar das Brot gebacken hatte; nachdem ferner erledigt war, was Buchhaltung und Briefwechsel des Geschäftes erforderten.. nach alledem, abends oder in freien Stunden des Nachmittags. In der gleichen Periode übersetzte sie das umfangreiche Werk von Duchesne „Les origines du culte chrétien“, dessen reiche, geschichtliche Fülle ihr große Freude machte. Noch liegt das Manuskript ungenutzt da.

So kam sie auch - von Professor Wilhelm Koch angefeht - an die Schriften Newmans. Bereits im Jahre 1912 begann sie, sich mit ihnen zu beschäftigen, und sie blieben Gegenstand einer oft sehr entsagungreichen Arbeit bis zu ihrem Tode, durch fünfzehn Jahre hindurch.

Was sie an diese Aufgabe fesselte, war zunächst ihre ungewöhnliche sprachliche Begabung. (Beweis dafür mag sein, daß sie einmal in ganz kurzer Zeit sich so viel vom Serbischen angeeignete, um Kriegsgefangenen, die am Orte beschäftigt waren, bei ihrem Briefwechsel zu helfen.) Die englische Sprache hat sie für Newman gelernt. Mit unendlichem Fleiß jeden Satz, jedes Wort wägend, stets aufs neue Sinn und Bedeutung durchdenkend, brachte sie die Übersetzung voran. Ich weiß nicht, wievielmals die „Apologia pro vita sua“ durchgearbeitet und neu geschrieben wurde. Dies Mühen um das Wort war ihr keine Äußerlichkeit, sondern Dienst am Geistigen. Der Sprache als Gefäß des Geistes; als Ausdruck

einer Persönlichkeit und Gestalt ihres inneren Lebens – der galt ihre Arbeit. Ein Dienst von wunderbarer Treue und kritischer Sorgfalt. Oft habe ich vor dieser von aller Präntention so entfernten Leistung an die Mauriner denken müssen.

Besonders bei Newman hielt sie, glaube ich, der religiöse Ernst; die intensive Nähe christlicher Wirklichkeit um seine Person und sein Wort. Diese Wirklichkeit aber erscheint nicht in abstrakter Spekulation – die Maria Knoepfler im übrigen wohl zu würdigen wußte; manches Gespräch hat dies gezeigt –, sondern verwoben mit der konkreten Wirklichkeit des menschlichen Daseins. Es fesselte sie die Besonnenheit, welche, aller Dogmatisierlust fern, das Gewicht jeder religiösen Behauptung fühlt; die Ehrfurcht des großen Engländers vor der Würde und Zartheit des Gewissens; die Gesundheit und Keuschheit seines religiösen Sinnes; die vornehme Art, die es einem für religiöse Haltungen und Konsequenzen spürsamem Menschen möglich macht, in ihrem Bereich zu leben, ohne bedrängt oder verletzt zu werden. Seine historisch-biographischen Schriften waren ihr besonders lieb. Weniger seine Predigten, die mit ihrem schweren Ernst sie bedrückten.

Übersetzen ist eine Kunst, deren tiefstes Ethos Selbstlosigkeit und Arbeit ist. So schuf Maria Knoepfler Übertragungen, die von zuständigen Beurteilern mustergültig genannt worden sind. Verstehe ich Newman irgendwie, so war es Arbeit aus seinem Geist. Und wenn einmal die mühselige Geschichte der deutschen Newmanübersetzung geschrieben werden sollte – eine Geschichte von viel gutem Wollen, von viel Uneinigkeit und viel Hemmungen – dann würde der Name dieser wahrhaft demütigen Frau an guter Stelle genannt werden müssen.

Zuerst übertrug sie die «Betrachtungen und Gebete». Das Manuskript wurde 1914 vollendet, und kam 1924 (im Theatinerverlag) zum Druck. Es folgten

- die Apologia pro vita sua, 1922 (Matthias-Grünwald-Verlag, Mainz),
- Sankt Philipp Neri, 1922 (Theatinerverlag, München),
- aus den «Historischen Skizzen» die Mission des heiligen Benedikt und die benediktinischen Schulen (noch nicht gedruckt),
- die Briefe der katholischen Zeit, deren beide Bände nunmehr vollendet vorliegen,
- dazu gründliche Bearbeitungen älterer Predigtübersetzungen, ebenfalls noch ungedruckt,
- endlich Duchesnes „Origines du culte chrétien“, welche Übersetzung noch ungedruckt ist.

Nahrung innersten Lebens und zu verehrende Hoheit; nie Spiel oder Nutzwerk waren für Maria Knoepfler die Dinge des Geistes. Sie war bescheiden bis zur Selbstausslöschung, immer bereit, fremde Leistung über die eigene zu stellen. Und doch erhob sie jenen hohen Anspruch, den aufzugeben ja Verrat wäre: Sie verlangte nach dem wirklich Großen und Echten; ob es nun Dichtung war, oder Musik, philosophischer Gedanke oder Menschengestalt. Und wie so manchesmal habe ich, wenn sie an den stillen Abenden in der Aumühle am Ofen saß oder im Pfarrhaus, am Tisch, in der Ecke der großen Stube zu ebener Erde und zuhörte – und wie konnte sie zuhören! – wie so manchesmal habe ich, wenn das Gespräch an etwas Großes rührte, ihre Augen aufleuchten gesehen!

Wenn nach zehnjährigem Aufenthalt in einer kleinen Gemeinde – sie führte den Pfarrhaushalt im schwäbischen Dörfchen Mooshausen – deren Urteil lautete: «Fräulein Maria war gerecht» – wer eine solche Stellungnahme des Volkes zu würdigen versteht, der weiß, daß sie nichts Geringes bedeutet.

Wirklich, sie war gerecht, in ihrem Urteil, in ihrem Reden und Handeln, gegen alle. Sie war wahrhaftig bis in den Grund; unfähig der Lüge und des Scheins. Arbeitend ohne Unterlaß. Streng gegen sich selbst, geradezu hart; aber gütig gegen alle anderen. Freilich war es eine ganz unsentimentale Güte; klar, stark, geradezu, ohne viel Worte und Umstände, aber bereit zur Hilfe, wo immer es nottat. Wundervoll ihre sich stets gleichbleibende Gastfreundschaft. Man wurde sich keines besonderen Aufwandes bewußt; alles war so, wie es zu sein hatte. Es war wie klare Luft und warmes Licht, und einem wurde wohl von Grund aus. Gott vergelte ihr jede der vielen, guten Stunden!

Sie war treu. Nichts vergessend, nichts verlassend, was sie aufgenommen. Treu von Wesen her; in der Eindeutigkeit ihres Gefühls, das nach Jahr und Tag stand wie zu Beginn; in der stillen Kraft ihres ausdauernden Willens; in einer Opferfähigkeit, die keine Grenzen kannte. Gegen Menschen; gegen Aufgaben; gegen geistige Werte; gegen Schicksale. Von einer Treue, welche den Keim tragischen Geschicks in sich trug; und der Keim ist aufgegangen, in langen Schmerzen.

Eine warme Klarheit; das war vielleicht das Kostbarste ihres Wesens. Abhold allem Überschwang; aller Verworrenheit; allem undurchsichtigen Gefühlsgemenge. Aber wohl nicht viele haben sie verstanden, denn in dieser Klarheit war große Tiefe und unendliche Sehnsucht.

Maria Knoepfler war ein wahrhaft adeliger Mensch. Wehrlos gegenüber der Schlaueit und Gewalttätigkeit der Welt. Ein beliebiger hätte ihr wohl das Ihre nehmen können; sie war zu vornehm, als daß sie sich hätte zu wehren gewußt. Aber in einer Überzeugung hätte keine Macht der Welt sie erschüttert oder in einer Treue oder in einer Pflicht. Auch nicht in einem Gefühl. Ja, ich glaube, nicht einmal in einer Regung des Geschmacks.

Ihr Tiefstes wurzelt im Glauben. Da habe ich von ihr gelernt, fürs Leben, und sage ihr dafür ehrfürchtigen Dank.

Christliches Glauben heißt einer Wirklichkeit gewiß sein, die nicht von dieser Welt ist, die aber in dieser Welt steht. Gott ist das, der Vorsehende, der im Geschehenden begegnet. Christi Person in der Geschichte. Wort, von ihm gesprochen; Kirche, von ihm begründet und hinausgesendet in alle Zeit. Glauben bedeutet nicht, daß sich alles in Harmonie löse. Jene göttliche Wirklichkeit steht in der unseren, im Leben und um sie her ballen sich die Fragen. Kräfte stoßen auf Kräfte. Konflikte knäueln sich. Glauben aber heißt ausharren und durchtragen.

So hat Maria Knoepfler geglaubt. Da war ein Menschenleben auf jene Gotteswirklichkeit bezogen. Diese stand. Es standen aber auch alle jene Fragen und Konflikte, die aus dem entspringen, was nun einmal da ist; unbeweglich in ihrer Wirklichkeit, durch kein Gefühl und keine Dialektik aufzulösen. Es ist tragischer Glaube, möchte ich sagen, der es trägt, daß im gleichen, engumgrenzten Menschenleben gegeneinander stoßende Wirklichkeiten stehen; ewig, göttlich die einen; vergänglich die anderen, aber doch auch sie wirklich - und es gibt eine besondere Treue, die gottgesetzte, ewigkeitsbereitende Wirklichkeit der endlichen Dinge nicht zu verdünnen. Dieses Nebeneinander, ja Gegeneinander auf sich zu nehmen, das ist Glaube. Wirklichkeitstreue, die nichts verschleiert, Göttliches nicht, aber auch nicht Irdisches; Kraft des Herzens, das die Unlösbarkeiten jenes Gegeneinander auf sich nimmt und durch das Leben trägt. Er ist herber Glaube, voller Größe; aber auch voll tiefen, geistigen Glückes und ganz lebend in der Hoffnung. Ein Glaube, der Ehrfurcht hat, eben weil er stark ist; der auch nur den Schatten scheut von Gewalt und List, die ja immer aus Furcht und Schwäche kommen; der nichts wissen will von großen Worten, begeisterten Gefühlen, organisierten Äußerlichkeiten. Er läßt Weite und kann warten, denn er hat Fühlung mit dem, was «die Welt überwindet». Maria Knoepflers religiöses Verlangen ging nach dem Echten. Ein wahres Hungern und Dürsten war in ihr nach der einfachen Größe der christlichen Wahrheit und Liebe; nach der Gerechtigkeit des Reiches Gottes; nach seinen elementaren Mächten und ihrem einfachen Ausdruck. Schönes wäre zu sagen über diese aus der christlichen Urwirklichkeit lebende Existenz und ihren so wachen Sinn für religiöse Echtheit.

So idealisierte sie auch nicht, sondern nahm das christliche Dasein, wie es ist. Sie liebte die Kirche. Sie lebte aus ihr, hineinverwachsen mit den Wurzeln ihres Wesens. Dogma, Opfer und Sakrament; die lebendige, heilige Substanz des Corpus Christi Mysterium war ihre Nahrung und ihre Freude. Es will wohl etwas bedeuten, daß sie Scheehens «Mysterien des Christentums», Satz um Satz, für den neuen Druck durchgearbeitet hat. Das tut nur, wer den katholischen Sinn für die objektive Substanz des Christentums hat. Um so tiefer litt sie an dem, was menschlich in der Kirche eng ist, unvornehm, furchtsam, gewalttätig. Aber sie hat nie geschieden zwischen «geistiger» und «geschichtlicher» Kir-

che, oder wie immer das Ausweichen vor dem Wirklichen ins Ideelle ausgedrückt werden mag. Ihre Treue galt der einen, konkreten Kirche, sie durchzutragen durch die Zeit.

Nicht leicht konnte man wieder So wie vor ihr das Bewußtsein haben, daß hier ein Mensch in Gottes Hut stehe; ein Gotteskind, umgehen von der Nahe des Vaters. Das bedeutet nicht, daß Schmerzen erspart bleiben; selbst vor einem scheinbaren Zerbrechen des Lebens bewahrt es nicht. Es bedeutet eine geistliche Wirklichkeit, faßbar nur dem „geistlichen Sinn“ :Die Unversehrtheit und das heile Wachstum des gottgeschenkten Innern. Es bedeutet, daß alles, was auch geschehen mag, einem Geheimnis göttlicher Liebe dienen muß: Daß nämlich durch all das Geschehen hindurch die in der Taufe gezeugte heilige Gestalt des Kindes Gottes heranwächst, nach dem Wort: „Denen, die Gott lieben, gereichen alle Dinge zum Besten“.

Maria Knoepfler ist einen edlen und nicht glatt gebahnten Weg gegangen.

Als tiefste Erfahrung hat sie mir einmal ausgesprochen, nichts Irdisches sei fähig, die letzte Liebeskraft aufzurufen und zu erfüllen. Ich weiß über ihre Ruhe kein besseres Wort, als den Spruch vom Grabe Newmans, den sie so liebte: „Aus Schatten und Gleichnis in die Wahrheit!“

Begegnungen in Mooshausen
Romano Guardini – Maria Elisabeth Stapp – Josef Weiger
Hg. Hanna-Barbara Gerl, Elisabeth Prégardier, Annette Wol
Weißenhorn 1989, Seite 70-77